

## Nachruf

## Ein Berner Landjäger

Willy Knecht, langjähriger Kantonspolizist, Brandfahnder und später Spurensucher in den Massengräbern auf dem Balkan, ist 77-jährig gestorben. **Von Daniel Meier**

**K**ein Zweifel, das war der gesuchte Mann. An einem Sommerabend 1977 sass Willy Knecht mit seiner Frau Margrit in einem Restaurant in Interlaken, als ihm ein Gast an der Bar auffiel. Er erkannte ihn sofort, der Mann war aus der Strafanstalt Thorberg geflohen und stand auf der Fahndungsliste. Knecht ging hinüber und begrüßte ihn. Die beiden hatten schon beruflich miteinander zu tun gehabt. Offensichtlich war dem Gesuchten bereits klar, dass ihn der Polizist entdeckt hatte, er sagte nur: «Game over.» Doch dann brachte er eine ungewöhnliche Bitte vor: Er sei hier mit einer Freundin verabredet und möchte eine letzte Nacht in Freiheit verbringen. Morgen werde er sich auf dem Posten stellen - Ehrenwort! Knecht schlug ein. Und tatsächlich erschien der Mann anderntags pünktlich um 8 Uhr im Büro. Gemeinsam führen sie nach Thorberg, unterwegs kehrten sie noch in einer Gartenbeiz ein. Später bedankte sich der Häftling in einem Brief für das Vertrauen. Knecht sah seine Überzeugung bestätigt: «Polizeiarbeit lässt in gewissen Situationen nicht ganz regelkonforme Entscheidungen zu.»

Geboren wurde Willy Knecht 1943. Mit einem älteren Bruder wuchs er in Murgenthal im Aargau auf. Die Schule besuchte er in Rothrist. Die Eltern hätten es gerne gesehen, wenn er Lehrer geworden wäre. Willy interessierte sich für anderes: das Wunder des Körpers. An der Universität Basel machte er eine Lehre als anatomischer Präparator. Dort hatte er erstmals mit der Polizei zu tun. Der Erkennungsdienst zog häufig die Uni hinzu.

Als Willy Knecht den Entschluss fasst, selber Polizist zu werden, zieht es ihn nach Bern. Nur elf Monate dauert die Ausbildung, schon wird er ins Korps aufgenommen und zum Landjäger ernannt - so steht es in seiner Urkunde. Der erste Auftrag an ihn und einen Kollegen lautet: «Geht zum Hüenliwald, dort wird die Sicherheitslinie immer wieder missachtet.» Die jungen Polizisten legen sich ein Gebüsch auf die Lauer. Bald können sie ein verbotenes Überholmanöver beobachten, rasch springen sie auf die Strasse. Der Sünder

erschrickt so sehr, dass er hektisch ausweicht und eine Bauabschrankung touchiert. Angesichts des kleinen Blechschadens befinden sie, auf eine Busse sei zu verzichten.

Einmal, vor dem «Bären» in Wilderswil sind zwei Autos kollidiert, bittet Knecht in der Metzgerei darum, das Telefon benutzen zu dürfen, um den Führerausweis des einen Lenkers zu prüfen. Die junge Verkäuferin willigt ein. Am nächsten Tag kehrt er unter dem Vorwand zurück, er habe vergessen, die Gesprächskosten zu begleichen. Die beiden werden ein Paar und haben zwei Kinder.

In Spiez am Thunersee wird Knecht zum Landjäger, wie es sie heute nicht mehr gibt. Alle im Ort kennen den Dorfpolizisten - und umgekehrt. Sieht er einen Schüler freihändig mit dem Velo fahren, hält er ihn an, holt aus dem Kofferraum seines Polizei-Volvos eine Eisensäge und fordert den Delinquenten auf, die Lenkstange seines Velos abzusägen, da er diese ohnehin nicht benutze. Erst im letzten Moment bricht er die Übung ab und belässt es bei einer Zurechtweisung.

Öfters wird der Landjäger, der nebenbei für die SVP in der Exekutive von Spiez sitzt, gerufen, wenn es spätnachts in der «Niesen-Bar» wieder Rabatz gibt. Meist genügt es, wenn er in Uniform das Lokal betritt, flugs kehrt Ruhe ein. «Heute haben es Polizisten schwerer», sagt Knecht später. «Sie müssen sich beschimpfen lassen, der Respekt ist verloren gegangen.» Weshalb? Weil man die Einzelposten auf dem Land aufgehoben habe und die Polizei anonymer wirke, schreibt er 2014 in seiner Biografie: «Man kennt (seinen) Polizisten im Dorf nicht mehr. Bei Interventionen erscheinen Uniformierte, zu denen niemand eine persönliche Beziehung hat.»

1978 wechselt er zur Kriminalpolizei nach Bern, er wird Brandfahnder. Es dauert einige Zeit, bis er die Spuren in verkohlten Ruinen zu lesen vermag. Später führt er das Dezernat Brände und Explosionen, gut 3500-mal rückt er in 25 Jahren aus, auch bei einer Munitionsexplosion mit sechs Toten am Susten. Mit 48 erleidet er einen Herzinfarkt, als er in einem schweren Bombenschutzanzug versucht, ein



**Respektsperson in Uniform: Willy Knecht bei einer Verkehrskontrolle 1972 in Faulensee bei Spiez.**

verdächtiges Paket auf einer Brücke in Aarwangen zu zerstören. Zehn Tage im Koma.

Im Juni 1999, kurz nach Kriegsende auf dem Balkan, sucht die Uno nach Experten, um wegen Menschenrechtsverletzungen zu ermitteln. Knecht reist nach Kosovo, wo er Massengräber untersucht. Er nimmt sich vor, den anonymen Toten ihre Namen zurückzugeben und den Angehörigen den Abschied zu ermöglichen. «Oft konnte von den Opfern nur der Schädel, eine Hand oder ein Teil des Arms geborgen werden. Die sterblichen Überreste von Menschen, die seit Monaten als verschollen oder tot galten, konnten nun ein letztes Mal berührt werden», schrieb er.

Knecht findet neben Leid auch Freundschaft. Fortan reist er jedes Jahr auf den Balkan, um Familien zu unterstützen, nicht zuletzt mit Spenden, die er daheim sammelt. Oft kehrt er zu den einstigen Gräbern zurück, die langsam überwuchern. «So kann ich die traumatischen Eindrücke verarbeiten.»

## Frank Günther, 73

**E**r konnte sich tagelang mit einem einzigen Vers beschäftigen, bis er die richtige Übersetzung fand. Gleichzeitig wusste Frank Günther: Shakespeare ist nur annähernd beizukommen. Ihn ins Deutsche zu übertragen, sei «ein Eier-tanz». Immerhin ist es Frank Günthers Verdienst, mit seinen Übertragungen dem englischen Dramatiker die lange Zeit einzig gültige, bürgerlich-edle Schlegel-Übersetzung ausgetrieben und dem Dichter die ursprüngliche Kraft zwischen derbem Scherz und vollendeter Poesie zurückgegeben zu haben.

Frank Günther, geboren 1947 in Freiburg im Breisgau, hat Germanistik, Anglistik und Theaterwissenschaft studiert und sich zum Regisseur ausbilden lassen. Die Theaterpraxis kam ihm entgegen, als er in den siebziger Jahren begann, Shakespeares Werk neu einzudeutschen. «Die Arbeit erfordert eigentlich Theaterspielen am Schreibtisch», sagte er einmal. Die Neubearbeitung von Shakespeare wurde zu Günthers Lebenswerk. Fertig wurde er allerdings nie, Shakespeare blieb auch ihm ein Geheimnis. Günther kam ihm immerhin ziemlich nah. Diese Nähe fasste er im Buch «Unser Shakespeare» zusammen, das 2014 zum 450. Geburtstag des Dichters erschien. Frank Günther starb nach kurzer Krankheit in Ulm. (utr.)

## Marlene Porsche, 79

**S**ie kannte beide Stränge der weitverbreiteten deutsch-österreichischen Dynastie von Autobauern. Geboren 1941 als Marlene Maurer, heiratete sie mit 24 Jahren Gerhard Porsche. Nach ein paar Jahren Ehe begann sie eine Affäre mit dem Cousin ihres Ehemannes, mit Ferdinand Piëch, dem späteren VW-Chef. Kurz darauf wurden beide Ehen geschieden, Marlene Porsche und Ferdinand Piëch lebten zwölf Jahre zusammen - bis sie per Inserat eine Nanny suchten. Das Kindermädchen wurde Piëchs neue Frau, Marlene Porsche zog in die Schweiz, wo sie mit einem neuen Partner am Vierwaldstättersee lebte und zu einer bedeutenden Mäzenin des Lucerne Festival wurde. Als ihr Ex-Partner Piëch - er hatte mit insgesamt vier Frauen Kinder gehabt - 2019 starb, lüftete sie sein letztes Geheimnis. Piëchs 13. Kind hatte er mit ihr gezeugt: noch während ihrer Ehe mit Porsche. Marlene Porsche ist in Kastanienbaum gestorben. (tis.)

## Das historische Bild China, 1937

Die Darstellung erinnert auf den ersten Blick an Jesus, der auf einem Esel in Jerusalem einzieht. Auf den zweiten Blick sieht man: Es ist Mao Zedong, der per Pferd durch eine karge Landschaft reitet. Zwar hielten auch manche seiner Jünger den kommunistischen Diktator Mao für einen Erlöser und Glaubensstifter. Aber da enden die Parallelen auch schon. Mao war einer der grössten Verbrecher des 20. Jahrhunderts. Durch seinen irrsinnigen Plan des «Grossen Sprungs nach vorne» verhungerten über 30 Millionen Chinesen, oder sie wurden zu Tode gequält. Weitere Hunderttausende wurden während der Kulturrevolution getötet. Gläubige Maoisten findet man darum hierzulande nicht mehr viele. In China hingegen wird Mao bis heute verehrt.

Unklar bleiben die Umstände dieses Fotos. Die Zeitung «The South China Morning Post» verortet die Aufnahme 1937 auf dem sogenannten langen Marsch, dem Gründungsmythos von Chinas Kommunisten, der für ihre Zähigkeit stehen soll. Sie wichen dem Gegner im Bürgerkrieg aus und zogen sich in den Norden zurück, um sich neu zu formieren. Vom Foto gibt es aber auch die hier publizierte zweite Fassung - in Farbe und retuschiert. Als Aufnahmejahr wird diesmal 1947 angegeben. Ein Mensch hinter dem breiten Strohhut, links von Mao, ist nun plötzlich verschwunden. Wer das war und warum er aus dem Bild musste, bleibt unklar. Wie so oft in Diktaturen ist die Wahrheit nicht leicht zu ergründen. (tis.)

